

## **Konflikt und Konflikthaftigkeit – ambivalente Kategorien Grundsätzliche kultur- und sozialanthropologische Annäherungen**

*Hermann Mückler*

Menschen sind als soziale Wesen von der ersten Sekunde ihres Lebens an darauf angewiesen, mit anderen Menschen in Wechselbeziehungen zu treten. Thomas Hobbes, britischer Staatstheoretiker des frühen 17. Jahrhunderts, sah die Ursachen von Konflikten nicht so sehr in destruktiven menschlichen Antriebskräften, sondern in der Art der Beziehungen der Menschen untereinander. Er berührte damit eine Grundkonstante menschlichen Interagierens. Bewusst und unbewusst werden bereits vom Zeitpunkt der Geburt an die Fäden dieser Beziehungsverhältnisse zwischen dem Einzelindividuum und den Individuen seiner Umwelt geknüpft. Eine reflexive Annäherung an den Menschen als sozial agierendes Wesen fragt daher nach dem Wie und Warum dieses soziale Interagierens mit der Umwelt strukturiert ist und was für Konsequenzen sich daraus ergeben. Um sich dem Thema der Konflikthaftigkeit im Kontext von Krisenmanagement zu nähern, ist es notwendig, sich grundsätzliche Dinge in Erinnerung zu rufen, denn das Agieren von Menschen ist von der Notwendigkeit geprägt, grundlegende Bedürfnisse abdecken zu müssen und darüber hinausgehende Bedürfnisse abdecken zu wollen. Menschliches Agieren kann und muss daher grundsätzlich unter dem Aspekt der Bedürfnisbefriedigung betrachtet werden. Bedürfnisse werden durch Nutzung vorhandener Ressourcen befriedigt. Sind diese in Hülle und Fülle vorhanden, dann werden die darum rivalisierenden Individuen relativ leicht Wege der Aufteilung und diese Wege regulierende Modi finden. Sind diese jedoch begrenzt, dann beginnt jene Form des Interagierens, welche wir mit den Wort Konflikt und Konfliktaustragung in Verbindung bringen. Aus der Knappheit von Ressourcen resultiert die Konkurrenz um diese. Hobbes' Antwort auf diese Erkenntnis, die in der Feststellung gipfelte, dass der Naturzustand des Menschen daher ein Kriegszustand sei, ist die angestrebte Auflösung des Kriegszustandes durch Einführung des Staatswesens. Die Einführung des Staates, der, mit

voller Souveränität ausgestattet, den Frieden in der Gemeinschaft durch Vertragsüberwachung sichern soll, ist Hobbes' Antwort und Strategie zur Bekämpfung des Konfliktes. Hobbes war jedoch nur einer unter vielen Wissenschaftlern, die Theorien und Strategien zum Umgang mit Konflikt und dessen Bewältigung entwickelten.

Im folgenden sollen grundsätzliche Begriffe und Kategorien zu dieser Thematik aus der Sicht der Sozialwissenschaften und insbesondere der Kultur- und Sozialanthropologie angesprochen werden. Ziel ist es, von grundlegenden und allgemeingültigen Erörterungen ausgehend, durch entsprechende Eingrenzung der Thematik, diese auf jene wesentlichen Faktoren zu reduzieren, die einen Ausgangspunkt für verantwortungsbewusstes Agieren im Sinne des Krisenmanagements zwischen den Eckpunkten Konfliktprävention und Konfliktnachsorge ermöglichen. Hobbes hatte ein durchweg negatives Menschenbild, welches sich in Hobbes' Gedankenexperiment des „Leviathan“ durch Egozentrismus, Konkurrenz und Misstrauen niederschlug.<sup>1</sup> Ein einseitiges Bild. Wie wir sehen werden, gab es innerhalb der Kultur- und Sozialanthropologie auch ganz andere Ansätze: die Suche nach der Existenz sogenannter friedliebender Gesellschaften, um deren Wesen zu analysieren und anwendbare Lösungen für konflikthafte Gesellschaften zu finden. Das Auffinden solcher Gesellschaften gestaltete sich schwierig, dennoch: Es ist ein Verdienst der Ethnologie, darauf hingewiesen zu haben, dass es grundsätzlich so etwas wie friedfertige Gesellschaften geben kann. Der kritische Punkt war, *wie* man dabei „Friedfertigkeit“ definiert. Wenn man ihn über das negative Konzept definiert, das Frieden mit der Abwesenheit von Krieg gleichsetzt, und gleichzeitig eine Definition gibt, wie Krieg in diesem Zusammenhang zu verstehen ist, so konnte man durchaus sogenannte friedfertige Gruppen und Gesellschaften finden. Beide antagonistisch sich gegenüberstehenden Positionen, Hobbes' negatives Bild und das allzu positive einiger Ethnologen, zeigen Wege des Umgangs mit Konflikten und waren dennoch nur Zwischenschritte auf einem langen Weg zur Bewusstmachung dessen, was wir als Konflikt erkennen und unter Konflikthaftigkeit verstehen. Als zwei grundsätzliche Annäherungen taugen sie dennoch, denn andere Konflikttheorien lassen

---

<sup>1</sup> Hobbes, Thomas: Leviathan. Frankfurt/Main 1969.

sich wie auf einer Skala zwischen den beiden Extrempositionen potentieller Kriegsbereitschaft und Friedfertigkeit verorten.

### **Grundsätzliches und der Begriff der Konflikthaftigkeit**

Menschliches Leben, wie jeder biologische Organismus, verfolgt das primäre Interesse der Sicherstellung jener Ressourcen, die es zum Leben benötigt. Die Notwendigkeit Grundbedürfnisse abzudecken und dabei mit anderen, ebenfalls daran Interessierten die Bedingungen des Zugangs und der Kontrolle auszuverhandeln führt uns zu jenem zentralen Begriff, der eng mit dem Begriff „Konflikt“ verbunden ist: Interessensabgleich!

Wenn zwei Menschen beisammen stehen, um sich beispielsweise über eine Konsequenzen nach sich ziehende Interpretation einer Sache zu einigen, dann bedarf dies des Interessensabgleichs. Dieser verläuft über verschiedene Wege der Kommunikation, deren wichtigste und sichtbare vordergründigste „Werkzeuge“ die Sprache, Gestik und Mimik sind. Es können auch andere Kommunikationselemente wirksam werden, doch für uns genügen hier vorab die am einfachsten nachvollziehbaren Faktoren, die für uns den Charakter von Parametern zur Interpretation dieses Interagierens haben. Diese Werkzeuge oder *tools* kann man nach ihrer Häufigkeit des Auftretens und der Wichtigkeit ihrer Verwendung ordnen. Ich zähle Sprache, Gestik und Mimik zu den grundlegenden Kommunikationselementen oder Werkzeugen erster Ordnung. Andere Elemente, wie beispielsweise die Schrift, Piktogramme, Symbole, verschiedene Zeichen, denen eine eigene Bedeutung aber noch viel mehr eine Wirkung zugrunde liegt (damit beschäftigt sich explizit die Semantik als Bedeutungslehre im Kontext und als Teilbereich der Semiotik, der Zeichentheorie) würde ich als Werkzeuge zweiter Ordnung bezeichnen. Diese *tools* werden anlassorientiert zu Handlungssetzungen verwendet und können für sich, in ihrer symbolischen Bedeutung, ein Statement sein und eine Botschaft vermitteln.

Zwei Akteure, die miteinander kommunizieren, müssen sich zuerst darüber im Klaren sein, mit welchen Werkzeugen und nach welchen Deko-

dierungs- und Verständnisparametern das Interagieren zwischen ihnen ablaufen kann, bevor es zum Interessensabgleich kommt. Dies geschieht in der Regel unbewusst, denn wir lernen von Geburt an die Regeln und Mechanismen, die in unserer jeweils eigenen Kultur gelten, zu deuten, zu erlernen und anzuwenden – wir nennen das Sozialisation. Dort, wo wir mit anderen kommunizieren, schaffen bzw. erfinden wir unter Umständen anlassorientiert jeweils weitere Elemente, die das Interagieren möglich machen und reibungslos gestalten sollen. Wenn beispielsweise zwei Kleinkinder in einer Sandkiste miteinander spielen, so finden sie Mittel und Wege, ihre unterschiedlichen Vorstellungen und Erwartungen vom Spielen in Einklang zu bringen und vollbringen dabei unbewusst eine komplexe Leistung: Sie artikulieren ihre eigenen Wünsche, reagieren auf die Wünsche des jeweils anderen, erkennen Grenzen der eigenen Möglichkeiten, die sich zwangsläufig daraus ergeben, dass das Gegenüber andere Vorstellungen von der Gestaltung des Spiels hat und sie tasten sich an Kompromisse heran, die sich in der Regel tatsächlich als tragfähig erweisen, auch wenn der Weg dorthin unter Umständen von lautstarken verbalen und manchmal auch handfesteren Artikulationen und Argumentationen geprägt sein mag. Sie entwickeln für ihren Umgang mit- und untereinander ein Instrumentarium, welches dem Interessenabgleich dient und ein Auskommen in der Sandkiste ermöglicht. In Summe handelt es sich um eine erstaunlich komplexe Koordinationsleistung. Der Interessenabgleich bringt uns zur Verknüpfung dieses Begriffs mit einem weiteren Faktor: der Konflikthaftigkeit jeglichen Interagierens.

Der Begriff Konflikthaftigkeit bezeichnet eine Eigenschaft und ein Potential. Konflikthaftigkeit als Eigenschaft ist ein wesentliches Element der menschlichen Natur, die durch die Einzigartigkeit jedes einzelnen Individuums und der dadurch gegebenen Verschiedenartigkeit geprägt ist. Konflikthaftigkeit wird dann mit negativen Konnotationen besetzt, wenn man den Begriff Konflikthaftigkeit mit „Konflikt“ im Sinne von Konfrontation in Beziehung zu setzen geneigt ist. Konflikthaftigkeit kann als Potential grundsätzlich positiv bewertet werden, wenn wir annehmen, dass in Konflikten für das Individuum und die Gruppe nutzbare Kräfte und damit entscheidende Wachstumspotentiale in Richtung neuer selbstregulativer Tendenzen stecken können. Individuen bzw. Gruppen

wachsen letztlich mit ihrer Fähigkeit, Konflikte zu erkennen, zu ertragen und positiv zu nutzen. Doch es gibt noch ein weiteres Potential: Wenn einem Verhältnis bzw. einem Sachverhalt eine potentielle Konflikthaf­ tigkeit innewohnt, sodass es tendenziell aufgrund unterschiedlicher auf­ einanderprallender Vorstellungen über Sichtweisen, Vorgangsweisen und Macht- und Herrschaftsansprüche begründende Kontrolle zu Kon­ flikten kommt, ist dieser Dynamik grundsätzlich in gleichem Maße das Potential der Eskalation inhärent. Die Verschärfung eines Konfliktver­ laufs im Sinne einer schrittweisen Vertiefung, Verhärtung von Positio­ nen sowie die zunehmend antagonistisch und damit kommunikationsre­ duzierende Aufstellung der Konfliktparteien wird von Fachwissenschaft­ lern anhand von Stufenmodellen dargestellt, die der Erfassung schrittweiser Eskalation dienen.<sup>2</sup> Wesentlich dabei ist, dass im Konflikt­ verlauf mit der Steigerung des Gewaltniveaus das Verhalten der beiden Konfliktparteien fatalerweise weiter eingeengt wird, weil schrittweise bestimmte Handlungsalternativen ausgeschlossen werden.<sup>3</sup>

Dort, wo zwei Individuen oder ein Individuum und eine Gruppe oder zwei Gruppen miteinander in Beziehung treten, geht es um den Abgleich von Bedürfnissen, die wir hier als Interessen bezeichnen. Dass die Be­ dürfnisse des einen nicht notwendigerweise deckungsgleich mit den Be­ dürfnissen eines anderen, oder anderer sind, wird vorausgesetzt. Aus diesem Grund ist jedes Interagieren immer auch ein Abtasten zwischen zwei oder mehreren Akteuren, mit dem Trachten der Eruiierung wie weit man selbst mit seinen Interessenslagen gehen kann, ohne die Bedürfnisse bzw. Interessen anderer zu stören bzw. zu behindern. Im Grunde geht es um Behutsamkeit im Umgang miteinander, es geht um die Strukturie­ rung und damit um die Qualität eines Beziehungsverhältnisses, und sich daraus ableitenden Handlungsweisen, die uns häufig nicht bewusst sind. Immanuel Kant hat dieses Beziehungsverhältnis in seinem berühmt ge­ wordenen sogenannten Kategorischen Imperativ (KI) kongenial zusam­ mengefasst, auch wenn er weiterführende grundsätzliche Gedanken der

---

<sup>2</sup> Kahn, Hermann: On Escalation, Metaphors and Scenarios. New York 1965; siehe auch Glas, Friedrich: Konfliktmanagement. Ein Handbuch zur Diagnose und Behand­ lung von Konflikten für Organisationen und ihre Berater. Bern/Stuttgart 1990.

<sup>3</sup> Meyer, Berthold: Formen der Konfliktregelung. Eine Einführung mit Quellen; Frie­ dens- und Konfliktforschung Band 3, Opladen 1997, S. 23-24.

Moral und des Willens des Menschen sowie, damit in Verbindung stehend, das sich daraus ableitende Pflichtgefühl des Menschen damit verknüpfte, und damit in eine Richtung ging, die nicht mehr Gegenstand der Erörterungen dieses Beitrags sind. Im Prinzip könnte eine Form des sogenannten kategorischen Imperativs folgendermaßen lauten: „Handle nur nach derjenigen Maxime, durch die du zugleich wollen kannst, dass sie ein allgemeines Gesetz werde“.<sup>4</sup> Diese Grund- bzw. Universalitätsformel wird von Kant selbst in geringfügigen Abwandlungen mehrmals in seinen Texten auch im Kontext einer Selbstzweck- oder Naturgesetzformel formuliert, die Grundaussage bleibt aber immer die gleiche. Man könnte das auch, vom Kopf auf die Füße gestellt und deutlich profaner formuliert, umdrehen und sagen: „Tue niemanden, was Du selbst nicht willst, dass man Dir tue“. Die Quintessenz beider Aussagen ist, dass man sich damit in Wechselbeziehung zu Anderen begibt, diese erkennt und hinterfragt, und dieses Verhältnis in Bezug auf den eigenen Bewegungsspielraum und mögliche Berührungspunkte zu definieren versucht. Es geht dabei um die Formulierung eines Wunsches nach einem Übereinkommen, welches aber nur dann schlagend im Sinne einer positiven Umsetzung werden kann, wenn sich alle Betroffenen an dieses in gleichem Maße gebunden fühlen. Das Spannende daran ist wohl, dass es sich um eine universalistische Konzeption handelt, heute aber gerade das, was als universalistisch bezeichnet wird bzw. werden kann, in einer multi- und interkulturellen Welt vor dem Hintergrund unterschiedlicher Sozialisationen bzw. Sozialisierungsmöglichkeiten und vielfältiger kultureller Backgrounds scheinbar hinterfragbar geworden ist. Auch wenn es in diesem Fall nicht zutrifft, so muss allgemein angemerkt werden, dass die Frage, was universalistisch ist, vor dem Hintergrund globaler kulturellrelativistischer Tendenzen und vor allem vor der außereuropäischen Kritik an westlichen philosophischen Ideen und Konzepten mit deren antizipierter Universalgültigkeit, gerade in diesen Bereichen zu Neuverhandlungen von Kommunikationsparametern, aber eben auch von Ideen selbst, geführt hat.

---

<sup>4</sup> Vgl. Kant, Immanuel: Grundlegung zur Metaphysik der Sitten. Hrsg. v. Jens Timmermann, Sammlung Philosophie Band 3, Göttingen 2004.

Die Schule der klassischen politischen Ökonomie von David Ricardo bis Adam Smith hatte eine dynamische Konzeption der Interessenverfolgung und -entwicklung auf Basis einer anthropologischen Sozietät und einer utilitaristischen, also nutzbringenden Handlungsmotivation der Individuen entworfen, deren Befriedigung durch ökonomische Marktvermittlung erreicht werden sollte. Menschen wurden dabei als egoistische Nutzenmaximierer gesehen, die unter Bedingungen der freien Konkurrenz zu einem Interessensabgleich kommen konnten. Hier war der Markt jener Ort, an dem Konflikte als Interessenkonflikte ausgetragen wurden.<sup>5</sup> Auf diesem Markt, aber natürlich auf jeder Kommunikationsebene, muss man, um Kommunizieren zu können, die Zeichen verstehen, muss Einigkeit darüber herrschen, was sie bedeuten, bzw. wie sie zu deuten sind. Es geht hier um ein Beziehungsverhältnis zwischen einem Sender und einem Empfänger bzw. Adressaten. Letztlich dient alles Kommunizieren der Bedürfnisbefriedigung. Dazu zählt nicht nur die Abdeckung grundlegender Bedürfnisse („food, shelter, health, care, education“) sondern auch Werte mit Bedürfnischarakter, wie beispielsweise: Akzeptiert werden, sich Ansehen erwerben, geachtet sein, als Kompetenzträger gesehen werden, usw... Ich gebe hier nur einige Beispiele wieder, um potentiell mögliche Faktoren zu skizzieren. Damit aber alle diese Dinge, nämlich der Interessensabgleich und die Bedürfnisbefriedigung – oder besser der Interessensabgleich zur Bedürfnisbefriedigung – funktionieren kann, bedarf es Regeln. Regulative, die ich lieber als „Spielregeln“ bezeichnen möchte und die sich Kinder in der Sandkiste unbewusst genauso geben, wie Politiker, die in Den Haag beim Internationalen Gerichtshof oder in New York bei den Vereinten Nationen sitzen und sehr bewusst um Regeln für das ausbalancierte Interagieren auf gleicher Höhe auf internationaler Ebene ringen. Das Völkerrecht ist dabei genauso ein Regelwerk, wie die Straßenverkehrsordnung, die ausgehängten Jugendschutzbestimmungen in einem Lokal ebenso wie Befehlsketten- und Zuständigkeitsordnungen im militärischen Bereich. Viele der heute existierenden Regelwerke haben eine lange evolutionäre Entstehungsgeschichte und basieren auf anlassorientierten Erfahrungen sowie komplexen Meinungsbildungs- und Entscheidungsfindungspro-

---

<sup>5</sup> Imbusch, Peter: Konflikttheorien. In: ders. und Zoll, Ralf (Hrsg): Friedens- und Konfliktforschung. Eine Einführung mit Quellen. Opladen 1996, S. 129.

zessen mit historischer Dimension. Die Hauptaufgabe der Kultur- und Sozialanthropologie ist es, genau diese unterschiedlichen Regelwerke in allen Gesellschaften zu allen Zeiten zu erfassen, zu vergleichen und in ihrem inneren Aufbau zu analysieren. Wie mühsam es ist, solche Spielregeln zu entwerfen, abzuklären und damit konsensfähig zu machen, die sich daraus ergebenden Betroffenheitsszenarien zu erkennen, wiederum abzuklären und zu berücksichtigen, kann in der internationalen Politik am Beispiel der Entwicklung des Völkerrechts sowie im täglichen politischen Alltagsgeschäft beobachtet werden. Bei beiden prallen unterschiedliche Interessen(gruppen) aufeinander und durch Lobbying, Intervention Einzelner oder Gruppen, durch die Dynamik von Widerstand, Akzeptanz, Kompromisse-Schließen, Adaptierungen, Abändern, Anpassen und wieder Verwerfen, ist die Ambivalenz, Mühsal und Fragilität dieses Prozesses erkennbar.

Sozialwissenschaftler müssen sich im Prozess des Herantastens an den Begriff „Konflikt“ im Vorfeld mit diesen Dingen auseinandersetzen, und zwar global, vergleichend und alle Spielarten berücksichtigend, die sich aus unterschiedlicher Größe der Gruppen und Gemeinwesen ergeben können. Einschlägige Wissenschaftler beschäftigten sich in der Geschichte ihrer Fächer und heute mehr denn je, mit jenen „Spielregeln“, die einfache und komplexere Gesellschaften oder Sozietäten zu allen Zeiten an allen Orten entwickelt haben, um das Zusammenleben der Menschen zu strukturieren, zu organisieren und zu für die qualifizierte Mehrheit einer Gruppe zufriedenstellenden Handlungsanweisungen und damit zu Lebenslösungen zu gelangen. Es geht dabei um das Vertrauen darauf, dass sich alle in einem Gemeinwesen in gleicher Weise bestimmten Regeln verpflichtet fühlen und auf bestimmte Verhaltensweisen anderer verlassen können. Wäre dies nicht der Fall, könnten wir keinen Fußgängerübergang überqueren, denn dann müssten wir Angst haben, dass wir überfahren werden. Legislative, Exekutive und Judikatur dienen in funktionierenden Gemeinwesen der Überwachung und Einhaltung solcher Spielregeln, von deren Abweichen mit graduell abgestuften Sanktionierungen als bewusstseinsbildende Korrektive reagiert wird. Es geht um Bewusstseinsbildung, um Konsensbildung und Konsens, um Vertrauen und Pakttreue. Es macht dabei keinen Unterschied, ob es sich um eine Familie, einen Klan, eine Dorfgemeinschaft, einen Stamm (den man erst



genauer definieren müsste), oder einen Staat handelt, *innerhalb* deren solche Konsensbildung gefordert ist. Noch schwieriger wird die Situation, wenn es sich um die Notwendigkeit von Interessenabgleich *zwischen* sich als Gruppe definierende soziale Entitäten wie Familien, Dorfgemeinschaften, ethnische Minderheiten oder Staaten handelt.

## **Konflikt und Konflikttheorien**

Im Bereich des Krisenmanagements spielen aus sozialwissenschaftlicher Sicht die Begriffe „Bedürfnisabdeckung“, „Interessenabgleich“, „Kommunikation“ und ihre Parameter, „Übereinkommen“, „Ressourcen“ und die Kontrolle über diese sowie deren Distribution, und die Unterschiedlichkeit und Ambivalenz von gesellschaftliche Entitäten organisierende „Regelwerke“ eine entscheidende Rolle. Im Kern jedoch steht der Begriff des „Konfliktes“ und der „Konflikthaftigkeit“. Der Begriff des Konfliktes, der dem ubiquitären, also allgegenwärtigen Phänomen des Konfliktes entspringt, soll hier kurz aus der Sicht der Sozial- und Kulturwissenschaften skizziert werden. Manche Sozialwissenschaftler wagen keine konkrete und schon gar keine abschließend Definition dessen, was man als Konflikt bezeichnen kann und verweisen auf die Vielschichtigkeit der Anwendbarkeit dieses Begriffs.<sup>6</sup> So wie er häufig nur im Kontext der jeweiligen Konflikttheorien genannt wird, welche am Anlassfall orientierte bzw. strukturelle Erörterungen in den Vordergrund schieben, so schwer ist es, grundsätzliche Definitionen dazu in den genannten Wissenschaftsbereichen zu erhalten. Dennoch wäre es hier unbefriedigend, sich völlig der Verantwortung zu entledigen, eine Definition im Sinne eines kleinsten gemeinsamen Nenners zu suchen.

Dieser lautet in den genannten Fächern, dass man dann von einem Konflikt sprechen kann, wenn zwei, meist soziale, Elemente gleichzeitig gegensätzlich oder unvereinbar sind. Ein Konflikt kann sich auf einzelne Personen beschränken, dann sprechen wir von „intrapersonellen“ Konflikten, mehrere Menschen umfassen („interpersonell“), oder, was für

---

<sup>6</sup> So z.B. Bonacker, Thorsten noch im Jahr 1996: Konflikttheorien. Eine sozialwissenschaftliche Einführung. Opladen 1996, S. 14. Er meint, dass erst die jeweiligen Konflikttheorien ermöglichen, den Begriff des Konfliktes inhaltlich zu füllen.

uns hier von Bedeutung ist, ganze Organisationssysteme wie beispielsweise Gemeinschaften, Gesellschaften oder Staaten umfassen („organisatorische“ Konflikte), wobei sich alle drei Formen vermischen und gleichzeitig auftreten können. Norbert Ropers hat Konflikte einmal als Interessensunterschiede definiert, die von mindestens einer Partei in einem Bereich gemeinsamer sozialer Interaktion wahrgenommen werden, sodass die Bestrebungen der Parteien nicht gleichermaßen realisiert werden können.<sup>7</sup>

Konflikte sind generell Störungen, die den Handlungsablauf unterbrechen und belastend wirken, und sie haben die Tendenz zu eskalieren, das heißt, sie weiten sich aus und nehmen an Intensität zu. Konflikte werden in der individuellen Wahrnehmung als Störung des „normalen“ Lebens empfunden und beeinträchtigen gewohnte Handlungsabläufe. Zugrunde liegt dieser Sichtweise die Erkenntnis, dass, je mehr sich eine Gruppe bzw. allgemein ein soziales System entwickelt, desto mehr werden Unterschiede zwischen den Elementen dieses Systems sichtbar, wobei diese Differenzen für das Fühlen, Wollen und Handeln vom Einzelnen oder auch Untergruppen als hinderlich erlebt werden.

Entscheidend ist, dass Konflikte zuerst als solche wahrgenommen werden müssen, um sie überhaupt verhandelbar zu machen. Nur wenn Konflikte „wahrgenommene Interessensdivergenzen“ sind, können sie auch verhandelbar sein, können alle Beteiligten ihre Werte und/oder Ziele einer gemeinsamen Konfliktbearbeitung zugänglich machen.<sup>8</sup> Wahrnehmungen, wie Wellmann zurecht meint, bilden zwar eine gesellschaftliche Realität, bilden diese aber nicht notwendigerweise ab. Erst auf dieser Grundlage kann unterstellt werden, dass alle Konflikte „rational“, d.h. in Folge auch „gewaltfrei“ bearbeitbar sind. Deshalb liegt vielen Studien zur Kriegsbeendigung „... das Modell des ‚rationalen Akteurs‘

---

<sup>7</sup> Ropers, Norbert: Friedliche Einmischung. Strukturen, Prozesse und Strategien zu konstruktiven Beschreibung ethno-politischer Konflikte. Berlin 1995.

<sup>8</sup> Wellmann, Arend: Konflikt, Gewalt und Krieg in der „gewaltfreien Konfliktbearbeitung“ – Anmerkungen aus kritischer Perspektive. In: Vogt, Wolfgang R. (Hg.): Gewalt und Konfliktbearbeitung. Baden-Baden 1997, S. 116-130. Wellmann bezieht sich dabei auf Rubin, Z./Pruitt, Dean G./Kim, Sung Hea: Social Conflict, Escalation, Stalemate, and Settlement. New York u.a. 1994.

und der ‚rationalen Entscheidung‘ zugrunde.<sup>9</sup> Bei diesem Konfliktmodell, so Wellmann, kann davon ausgegangen werden, dass alle drei Konfliktaspekte, erstens der eigentliche Konflikt über inkompatible Ziele oder Werte, zweitens das Konfliktverhalten, und drittens die Konfliktattitüden, in wechselseitiger Beeinflussung zueinanderstehen, wobei jeder dieser Punkte Ausgangspunkt für eine „gewaltfreie“ Konfliktbearbeitung sein kann. Schlüsselworte wären hier die Begriffe „Mediation“, „Facilitation“ und „Transformation“.<sup>10</sup> Konflikt kann solcherart als Streit gesellschaftlicher Akteure über Werte oder Ansprüche auf knappe Ressourcen, Status, Einfluss, Macht gesehen werden. Die Konfliktparteien beschränken sich dabei nicht nur darauf, die erstrebten Werte zu erlangen, sondern sie versuchen auch, Rivalen zu neutralisieren, zu verletzen oder auszuschalten.

Konflikte sind stets eine Reaktion und eine Kreation der beteiligten Personen oder Subsysteme, die auf ihre Weise an der Konflikterhaltung, Konflikteskalation oder Konfliktlösung durch ihr Verhalten, die Art ihrer Kommunikation, die verschiedenen Deutungen, Bewertungen und Erklärungen mitwirken. Um von einem Konflikt sprechen zu können, müssen folgende Bedingungen erfüllt sein: erstens müssen mindestens zwei Personen oder Parteien vorhanden sein; zweitens muss ein gemeinsames Konfliktfeld existieren; drittens müssen unterschiedliche Handlungsabsichten gegeneinander stehen, und viertens das Vorhandensein von Gefühlen, wobei negative Gefühle wie Angst, Wut, Neid, aber auch Ehrgefühl, im Konflikt als Antriebselement fungieren können. Dem Element Empathiefähigkeit der Konflikttelnehmer ist bei der Konfliktlösung schon deshalb Augenmerk zu schenken, da dessen Instrumentalisierung entscheidend Konflikte beeinflussen und eskalieren lassen kann, was zu einem fünften Punkt führt: gegenseitige Beeinflussungsversuche, wobei diese auch indirekt über Dritte laufen können. Den objektiven

---

<sup>9</sup> Wellmann 1994, S. 118 zitiert hier Matthies, Volker: Friedensursachenforschung. Ein vernachlässigtes Forschungsfeld. Wissenschaft & Frieden, Nr. 2, 1994.

<sup>10</sup> Wellmann 1994, S. 118; er verweist hier auch auf Schmid, Hermann: Friedensforschung und Politik. In: Senghaas, Dieter, (Hrsg.): Kritische Friedensforschung. Frankfurt/Main 1975; sowie auf Ropers, Norbert: Friedliche Einmischung. Strukturen, Prozesse und Strategien zu konstruktiven Beschreibung ethno-politischer Konflikte. Berlin 1995, S. 43ff.

Konfliktgründen wie knappe Güter- und Ressourcenverknappung sowie Status, Macht und Herrschaftsaspekten müssen subjektive Konfliktgründe wie Dispositionen und Einstellungen, Feindschaft, Hass, Aggressivität und Ressentiments beigelegt werden.

Die Abgrenzung von Konflikten führt zur klaren Trennlinie zu anderen zwischenmenschlichen Irritationen bezeichnenden Dynamiken, beispielsweise Problemen, bei denen sich die Parteien in der Bewältigung der Situation uneins sind und dabei negative Gefühle entwickeln. Da die Gefühle einen starken Handlungsantrieb verursachen, ist die Aktionsbereitschaft in Konflikten deutlich höher. Pauschal kann man sagen: je stärker das emotionale Engagement ist, desto höher wird die Handlungsbereitschaft der solcherart involvierten Akteure sein. Ein starkes Gefühl hat außerdem häufig die Nebenwirkung, dass es eine kritische Urteilsbildung reduziert oder sogar vollständig unterdrückt. Die Folge mag ein unreflektiertes Handeln sein, das im Nachhinein bereut wird. Negative Gefühle – das betrifft auch ganze Kollektive, bis hin zum Staat – beruhen häufig auf Positionsdifferenzen hinsichtlich ihrer sozialen Lage und der Möglichkeit Kontrolle über Machtmittel und/oder Ressourcen ausüben zu können, wie es bereits Ralf Zoll, aber auch Ralf Dahrendorf formulierten,<sup>11</sup> sowie auf den Unterschied und Wechsel von Wahrnehmungen. Beides bedingt in der Folge eine kritische Spannung im Beziehungszusammenhang, sodass von einem manifesten Konflikt die Rede ist, bei dem nicht nur Subjekte im Sinne von Konfliktparteien, sondern auch Objekte im Sinne von Konfliktgegenstände eine Rolle spielen.<sup>12</sup> Ebenfalls beziehungsweise auf den Beziehungszusammenhang ist Georg Wilhelm Friedrich Hegel zu nennen, der im Rahmen seiner dialektischen Konflikttheorie (die heute wieder an Bedeutung gewonnen hat) ein Herr-Knechtschaftsverhältnis in den Mittelpunkt seiner Überlegungen stellte, was wiederum von Karl Marx und Friedrich Engels in idealisierter Form aufgegriffen wurde. Man kann Konflikte nach verschiedensten Gesichtspunkten kategorisieren; zweckmäßig ist dabei, sich zu überlegen, wie

---

<sup>11</sup> Zoll, Ralf: Friedens- und Konfliktforschung als Studiengang. In: ders. und Imbusch, Peter (Hrsg.): Friedens- und Konfliktforschung. Eine Einführung. Opladen 1996, S. 162-174; Dahrendorf, Ralf: Der moderne soziale Konflikt. Stuttgart 1992.

<sup>12</sup> Vgl. Meyer, Berthold: Formen der Konfliktregelung. Friedens- und Konfliktforschung Band 3, Opladen 1997, S. 20-21.

viele Personen betroffen sind und in welchem Umfeld sich der Konflikt abspielt. Wichtig dabei ist, sich zu fragen, ob man es mit „schwelenden“ Konflikten zu tun hat, die sich unter der Oberfläche und oft nach ganz eigenen Regeln weiterfressen, oder um „offene“ Konflikte handelt, die im negativen Fall in einen hitzigen Kampf ausarten und im positiven Fall in eine Diskussion zu einer gemeinsamen Problemlösung münden können.

Von negativen Gefühlen bis hin zu Aggression reicht die Bandbreite, der sich zuerst sozialdarwinistische Erklärungsversuche widmeten. Später sprangen die Ethnologie und Soziobiologie auf, um vor allem der Aggression Hauptaugenmerk zu schenken. Von Konrad Lorenz, der bei seiner Erklärung von Aggression auf kultur- und stammesgeschichtliche Aspekte zurückgriff, führte der Weg zu Irenäus Eibl-Eibesfeldt, der Konflikte und Kriege auf die anthropologische Konstante biologischer Dispositionen zurückführte. Was nun Kultur und was genetische Programmierung sei, beschäftigte zwischenzeitig ganze Forschergenerationen, von denen Edward O. Wilson und Peter Meyer als Vertreter der Meinung von Aggression als energetisches Reservoir in der genetischen Programmierung herausragen.<sup>13</sup> Dennoch, sie alle haben nicht im engeren Sinn Konflikttheorien entwickelt, diese waren nur der logische Output von deren wissenschaftlicher Arbeit. Erst mit dem Soziologen Georg Simmel können wir von einem „echten“ Konflikttheoretiker sprechen, da er die formalen Merkmale von Konfliktbeziehungen aus einer überwiegend individualistischen Perspektive betrachtend, zum Gegenstand der soziologischen Theorie und Analyse machte und Konflikt als Form der Vergesellschaftung interpretierte. Simmel fokussierte dabei auf die oben angesprochenen „Spielregeln“ und Regelmechanismen. Direkt neben ihm steht Max Weber, der den Kampf im Rahmen von Konflikten als Handeln mit der Absicht der Durchsetzung des eigenen Willens gegen Widerstand betrachtete, und damit unweigerlich zu den Grundfragen von Macht, Herrschaft und sozialer Ungleichheit gelangte. Lewis Coser wiederum stand in direkter Verlängerung von Simmel, da er dessen Konzeptionen aufgriff, und soziale Konflikte auch in ihrem Potential zur

---

<sup>13</sup> Meyer, Peter: Evolution und Gewalt. Ansätze zu einer biosoziologischen Synthese. Hamburg 1981; Wilson, Edward O.: Biologie als Schicksal. Frankfurt/Main 1980.

Stärkung der Anpassungsfähigkeit von sozialen Systemen erfasste.<sup>14</sup> Ralf Dahrendorf konnte die Konsequenzen von Konflikten nicht so positiv sehen und verwies auf die vertikalen, hierarchischen Komponenten der meisten fundamentalen Konflikte. Dass nach dem Zweiten Weltkrieg explosionsartig Konflikttheorien aus dem Boden schossen, insbesondere in den Feldern Spiel-, Entscheidungs- und Systemtheorie, zeigt einerseits das gestiegene Interesse und den Bedarf an klar strukturierten analytischen Konzepten und deren Anwendbarkeit, andererseits die Verästelung der Zugänge, die der zunehmenden Komplexität erkannter Unterschiede in den einzelnen Konfliktfeldern geschuldet sind.

### **Konflikt und Tradition**

Bevor ein Konflikt offen ausbricht, werden häufig Symptome von Verhaltensveränderungen deutlich. Signale, durch die man einen Konflikt erkennen kann, sind nur dann bemerkbar, wenn man durch Kenntnis der Ausgangs- und Ist-Situation, der Lebensumstände der Betroffenen, der historischen Bezüge und überlieferungsbezogene „Altlasten“ sowie innergesellschaftlicher Besonderheiten (dort, wo es um größere soziale Entitäten geht) spezifisches Verhalten als Veränderung von einer gewohnten Form bzw. Norm interpretieren kann.<sup>15</sup> Ich betone dabei die historische Komponente, denn der argumentative Rückbezug von Konfliktteilnehmern auf zeitlich, unter Umständen schon lange zurückliegende Ereignisse zur Legitimation des eigenen Verhaltens gegenüber einem Gegner ist meines Erachtens ein Kernpunkt.

Wenn ich nochmals auf die Geschichte der beiden spielenden Kinder in der Sandkiste zurückkomme, dann deshalb, um darauf hinzuweisen, dass der dort stattfindende konflikthafte Interessensabgleich im Regelfall, zeitlich gesehen, im Hier und Jetzt abläuft. Das heißt mit anderen Worten, die Konflikttteilnehmer, die beiden Kleinkinder, kennen keine in-

---

<sup>14</sup> Coser, Lewis: Theorie Sozialer Konflikte. Neuwied 1965.

<sup>15</sup> Für die individuelle personenbezogene Ebene wurden hier von Selter, Joachim und Wilczek, Ines Konfliktmanagement. In: Management-Fortbildung für Führungskräfte an Hochschulen. Gustav-Stresemann-Institut. Bonn 2000, entsprechende Parameter ausformuliert.

strumentalisierbare Vergangenheit, die sie in ihrer Argumentation in die Waagschale werfen können oder wollen (anders wäre es, wenn sie sich ein paar Tage später wieder träfen und erinnerten; das würde die Konfliktparameter entscheidend verändern). Die beiden Kleinkinder knüpfen daher eine einmal gemachte Vereinbarung nicht mehr oder nur in geringerem Maße wieder auf. Anders verhalten sich Erwachsene, denen zwei Bewusstseins- bzw. Reflexionsebenen zueigen sind, welche Konfliktlösungen komplexer machen: Einerseits deren Fähigkeit, einem konkreten in der Gegenwart verorteten Konflikt eine historische Dimension durch die eigene Argumentation legitimierende Rückbezüge zu geben, andererseits weil die Reflexionsfähigkeit über längerfristige zukünftige Konsequenzen ihres Tun im Hier und Jetzt ihre Handlungen und Entscheidungen beeinflussen. Dieses Vor- und Zurückdenken kann generationsübergreifend ausgetragene Konflikte, insbesondere dort am Leben erhalten, wo historische Rückbezüge auf vergleichsweise starre Traditionsbezogenheit stößt (beispielsweise im albanischen *Kanun* genannten Gewohnheitsrecht). Als sozial- und kulturwissenschaftlicher Konfliktmediator muss man sich dieses Umstands bewusst sein; die genaue Kenntnis historischer Entwicklungen ist eine wesentliche Voraussetzung angemaßter Vermittlungskompetenz. Die von Konfliktvermittlern antizipierte Transformationswilligkeit der Konflikttelnehmer ist überdurchschnittlich oft von der Rolle dieser historischen Verortungskomponenten, die wir mit Tradition korrelieren, gekennzeichnet. Unter Tradition wird häufig die Überlieferung der Gesamtheit des Wissens, der Fähigkeiten sowie der Sitten und Gebräuche einer Kultur oder einer Gruppe verstanden. Tradition ist somit allgemein das kulturelle Erbe, das von einer Generation zur nächsten weitergegeben wird.<sup>16</sup> Wie stark der Bezug dazu die Gegenwart der jeweiligen Menschen betrifft ist graduell unterschiedlich.

Wenn wir die *Funktion* von Tradition in ihrem Potential der Konflikthaf-tigkeit erhellen wollen, dann gehört prioritär die Schaffung von Grup-

---

<sup>16</sup> Mückler, Hermann: Einführung: Tradition und Traditionalismus – Zur Rolle und Instrumentalisierung eines Identitätskonzeptes. In: ders. u. Faschingeder, Gerald (Hrsg.): Tradition und Traditionalismus. Zur Instrumentalisierung eines Identitätskonzeptes. Wien 2012.

penidentität dazu, wobei hier dem Element der Auserwähltheit im Sinne von Abgrenzung und Selbstdefinition Bedeutung zukommt. Anders ausgedrückt: Die Auserwähltheit erweist sich als wesentlich für die symbolische Konstruktion von Gemeinschaft und damit für deren Überleben. Mit der Funktion der Identitätsschaffung hängt die Fähigkeit der Tradition zusammen, Legitimität zu erzeugen. Eine zweite Funktion der Tradition ist ihre normative Kraft, Werte und Verhaltensnormen einzuüben und zu festigen. „Durch Erinnerung wird Geschichte zum Mythos. Dadurch wird sie nicht unwirklich, sondern im Gegenteil erst Wirklichkeit im Sinne einer fortdauernden normativen und formativen Kraft“ formuliere es einmal Jan Assmann.<sup>17</sup> Er hat in diesem Zusammenhang den Begriff des „kulturellen Gedächtnisses“ geprägt, der damit „...die Tradition in uns, die über Generationen, in jahrhunderte-, ja teilweise jahrtausendelanger Wiederholung gehärteten Texte, Bilder und Riten, die unser Zeit- und Geschichtsbewusstsein, unser Selbst- und Weltbild prägen“<sup>18</sup> bezeichnet. Jan Assmann sieht, zusammen mit Aleida Assmann, mit der er das Konzept des kulturellen Gedächtnisses entwickelte, den mündlich, schriftlich, normativ und narrativ weitergegebenen Nachlass der Menschheit als kulturelles Gedächtnis, wobei dieses im Regelfall individuell in Form von Bildung erworben wird. Die Bedeutung und Funktion des Konzeptes liegt im Bewusstsein um die uranfänglich vertikale Verankerung geistigen Lebens. Es ermöglicht im Sinne sinnstiftenden Agierens einen Lebensentwurf nach historischen, religiösen, mythischen oder philosophischen Vorbildern. Eine dritte Funktion von Tradition (die bei Assmann synonym für „kulturelles Gedächtnis“ steht) ist die Erneuerungskraft bzw. die Fähigkeit, Neuerungen zu legitimieren.

Da Tradition Kontinuität konstruieren kann, ist sie in der Lage, in Umbruchzeiten Selbstvergewisserung zu bieten und Wandlungsprozesse zur forcieren. In der Forschung wird, dies vor allem mit dem Aspekt „Erfindung der Tradition“ korreliert.<sup>19</sup> Entscheidend ist bei allen die Konstruk-

---

<sup>17</sup> Assmann, Jan: Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen. München 1992, S. 52.

<sup>18</sup> Ders. 1992, S. 70.

<sup>19</sup> Vgl. dazu Hobsbawm, Eric/Ranger, Terence (Hrsg.): The Invention of Tradition. Cambridge 1983 sowie Anderson, Benedict: Imagined Communities. Reflections on the Origin of and Spread of Nationalism. London 1983.



tion von Tradition für deren Instrumentalisierung, wobei im Konfliktmanagement die Frage, wer die Deutungshoheit diesbezüglich für sich in Anspruch nehmen kann, von Bedeutung ist. Meistens sind es die Schlüsselfiguren lokaler Eliten, welche durch eine spezifische Auslegung von echten und scheinbaren, überlieferten und erfundenen Traditionen, eigene Ziele wie die (Rück-)Eroberung von Pfründen und Einflussbereichen argumentativ zu untermauern versuchen. Konfliktmediatoren müssen daher zuerst die Frage stellen, wer profitiert von angemäßen Traditions(rück-)bezügen, wer wird in welcher Weise damit und dabei exkludiert, benachteiligt oder marginalisiert? Angemäße Deutungshoheiten im Sinne von Kontrolle über die Interpretation dessen, was traditionell sei, sind generell konfliktgenerierende Elemente. Überliefertes wird – selektiv angeeignet –, angewandt, um Rezentens zu legitimieren. Das Alte dient, durch Auswahl und Zielorientiertheit gerichtet, dem Neuen.

Ein in vielerlei Hinsicht querdenkender britischer Schriftsteller und Journalist hat einmal pointiert angemerkt, dass Tradition sozusagen die Ausdehnung des Wahlrechts sei: „Tradition means giving votes to the most obscure of all classes, our ancestors. It is the democracy of the dead“.<sup>20</sup> Für einen Kultur- und Sozialanthropologen, ist ein solcher Ansatz nicht grundsätzlich abwegig. Denn dort sind Ahnen in vielen indigenen Gesellschaften nicht nur mitgedachte und daher vorhandene (im Sinne von berücksichtigte) Gestalten, sondern tatsächlich anwesend, auch wenn sie unsichtbar nur indirekt in Erscheinung treten. In diesem Kontext hat Traditionsbezug eine unmittelbarere und intensivere Konnotation, der den solcherart daran Glaubenden den Handlungsspielraum im Hier und Jetzt einengt und durch kontrollierende, eingreifende und sanktionierende Ahnen einer Unausweichlichkeit im Handeln auferlegt, die der Schicksalsfrage eine interessante Wendung geben kann. Hier bekommt persönliche Identität und Verortung, aber auch Gruppenbewusstsein eine neue Bedeutung. Wenn wir es aber wieder auf eine allgemeine Ebene heben wollen, dann kann man sagen, dass ethnische Identität immer das Produkt externer und interner Definition (Kategorisierung und Identifikation) ist. Beide Prozesse sind dialektisch verwoben, indem eth-

---

<sup>20</sup> Chesterton, Gilbert K.: *Orthodoxy*. [1908], Chicago 2009.

nische Kategorien und ethnische Gruppen in einem gemeinschaftlichen Identitätsbildungsprozess miteinander verbunden sind.<sup>21</sup>

Das Resultat ethnischer Identitätsbildung ist die Produktion und Reproduktion einer Gemeinschaft durch ihre „Besonderheit“ mit Hilfe von Strategien sozialer Grenzziehung, wobei hier, wie gesagt, dem kollektiven Element und dem Begriff „kollektives Gedächtnis“ Bedeutung beigemessen werden muss. Letzteres bezeichnet dabei eine gemeinsame Gedächtnisleistung einer Gruppe von Menschen und bildet die Basis für gruppenspezifisches Verhalten zwischen ihren Angehörigen, da es dem Einzelnen ermöglicht, Gemeinsamkeiten vorzustellen. Das kollektive Gedächtnis nimmt dabei mit Blick auf die kulturelle Vergangenheit Bezug auf die gegenwärtigen sozialen und kulturellen Verhältnisse, wirkt individuell auf eine Gruppe von Menschen und tradiert gemeinsames Wissen (es wirkt vor allem dort, wo Erinnerungskulturen angesprochen werden). Der britische Soziologe Anthony Giddens hat diesbezüglich einschlägig programmatisch gearbeitet<sup>22</sup>; für ihn verhalten sich Traditionen, die sich durch Integrität, Kontinuität und Authentizität auszeichnen, in ihrer Orientierung an der Vergangenheit derart, dass Vergangenheit einen erheblichen Einfluss auf die Gegenwart ausübt. Giddens betonte dabei ein Element der Dauerhaftigkeit, was von anderen Autoren angezweifelt wurde,<sup>23</sup> da diese meinten, Traditionen unterliegen einem fortwährenden Wandel. Diese Dauerhaftigkeit bzw. Überdauerung erklärte Giddens mit dem, was Maurice Halbwachs eben „kollektives Gedächtnis“ genannt hatte.<sup>24</sup> Gerade im Bereich der Traditions-Kreation bzw. Traditions„verhaftetheit“ kommt die Fähigkeit des Menschen zur Symbolschöpfung zum tragen; der Anthropologe Marshall Sahlins hat in diesem Zusammenhang darauf hingewiesen, dass es Emotionen sind, die

---

<sup>21</sup> Schröder, Ingo W.: Ethnisierung als Strategie sozialer Schließung in sozio-politischen Konflikten. In: ders. u. Grugel, Andrea, Hrsg.: Grenzziehungen. Zur Konstruktion ethnischer Identitäten in der Arena sozio-politischer Konflikte. Frankfurt/Main 1998.

<sup>22</sup> Giddens, Anthony: Konsequenzen der Moderne. Frankfurt/Main 1996.

<sup>23</sup> So z.B. von Shils, Edward: Tradition. Chicago 1981.

<sup>24</sup> Zu „kollektivem Gedächtnis“ siehe Halbwachs, Maurice: Das kollektive Gedächtnis. Stuttgart 1967.

durch Kultur organisiert werden,<sup>25</sup> – aber Emotionen bestimmen Konflikte entscheidend. Die Durchschlagskraft von Symbolen in den Argumentationen bilden so für Konfliktmediatoren in deren Bestrebungen zur Bewusstmachung und Dekonstruktion berücksichtigungswürdiger Herausforderungen. In Zusammenhang mit Krisenmanagement bedeutet dies die voraussetzende Notwendigkeit der Auseinandersetzung mit den bei den Konfliktteilnehmern vorhandenen Strukturierungen des kollektiven Gedächtnisses als Ursache und Auslöser sowie – noch wichtiger – als permanente Quelle der immer wiederkehrenden Bestärkung zur Legitimation und Argumentation der jeweiligen Position in einem Konflikt.

### ***Ethnologie und tribale Konflikte***

Es ist, wie bereits erwähnt, ein Verdienst der Ethnologie, darauf hingewiesen zu haben, dass es grundsätzlich so etwas wie friedfertige Gesellschaften geben kann, obwohl die Frage, *wie* man „Friedfertigkeit“ definieren und gleichzeitig eine Definition geben kann, wie Krieg in diesem Zusammenhang zu verstehen ist, nach wie vor zu verschiedenen Ansätzen und Schlussfolgerungen führt. Innerhalb der Ethnologie lag der Schwerpunkt vorerst auf der Untersuchung von Krieg und Konflikt. Der britische Ethnologe Edmund Leach, der bei den Kachin in Burma (Myanmar) geforscht hatte, stellte in diesem Zusammenhang einmal die Frage, weshalb man den Kriegszustand als abnormal betrachten soll, wenn der Gang der europäischen Geschichte allein schon das Gegenteil zeigte.<sup>26</sup> Andere fokussierten auf Teilbereiche der Waffentechnologie sogenannter primitiver Völker und stellten dabei ergologisch-technologische Aspekte in den Vordergrund, um weiterführende komparative Schlussfolgerungen zu ziehen, wie beispielsweise Friedrich Ratzel, der durch den Vergleich von Bogen und Pfeil in afrikanischen und melanesischen Gesellschaften Kulturkontakte und -beziehungen zu (re)konstruieren

---

<sup>25</sup> Sahlins, Marshall: The Use and Abuse of Biology: an anthropological critique of sociobiology. In: Howell/Willis (ed.): Societies at peace. Anthropological Perspectives. London/New York 1989, S. 26.

<sup>26</sup> Leach, Edmund: Ignoble Savages. In: New York Review of Books, Vol. 11, No. 6, 1968, S. 24-29.

versucht hatte.<sup>27</sup> Auch der aus Düsseldorf stammende Ethnologe Wilhelm Emil Mühlmann beschäftigte sich mit Konfliktszenarien unterschiedlicher ethnischer Gruppen und verknüpfte dabei Entwicklung von Waffentechnik mit Formen sozialer Organisation.<sup>28</sup> In seinen programmatischen Aussagen wiederum sah Mühlmann ein friedliches Verhältnis im Zusammenleben der Menschen aufgrund der Komplexität der Gesellschaftsverhältnisse als Fiktion. Er meinte, dass die Extremform des Krieges nicht durch besondere Blutigkeit gekennzeichnet sei, sondern durch besonders planvollen, totalen Einsatz aller geistigen, wirtschaftlichen und technischen Machtmittel. Frieden war für ihn lediglich ein illusorisches Gedankengebilde, in dem Ökonomie, Technik und Wissenschaft nicht ausreichend in gesellschaftliche Zusammenhänge integriert seien. Bei allem Respekt vor der recherchemäßigen Akribie und der Umfassendheit seines Ansatzes, dienten seine mechanistischen und kriegsverherrlichenden Ausführungen im Jahr 1940 letztlich auch der Legitimierung eines gerade stattfindenden Angriffskrieges und des Regimes, welches diesen angezettelt hatte, und müssen daher kritisch gesehen werden. Der aus Kiel stammende Kulturmorphologe Adolf Ellegard Jensen wiederum versuchte eine Rekonstruktion des Weltbildes früher Pflanzerkulturen und forschte dafür u.a. bei den Wemale auf den Molukken.<sup>29</sup> Durch den Zweiten Weltkrieg geprägt, bildete seine Sichtweise des immer wiederkehrenden Zyklus von Sterben und Werden den philosophischen Kern seines theoretischen Gebäudes. Auch hier spielte, wie in den meisten Werken anderer Ethnologen bzw. Kultur- und Sozialanthropologen, und ich habe hier vor allem solche aus dem deutschsprachigen Raum erwähnt, vor allem der Krieg die zentrale Rolle.

---

<sup>27</sup> Ratzel, Friedrich: Die afrikanischen Bögen ihre Verbreitung und Verwandtschaften. Nebst einem Anhang über die Bögen Neu-Guineas, der Veddah und der Negritos. Eine Anthropogeo-geographische Studie. Separatabdruck a.d. Abh.d.Königl.Sächs. Ges.d.Wiss. Leipzig 1891, S. 293-346.

<sup>28</sup> Mühlmann, Wilhelm: Krieg und Frieden. Ein Leitfaden der politischen Ethnologie. Heidelberg 1940; vgl. auch ders.: Primitive Waffentechnik und soziale Organisation. In: Wiese, Leopold von (Hg.): Die Entwicklung der Kriegswaffe und ihr Zusammenhang mit der Sozialordnung. Köln 1953, S. 22-61.

<sup>29</sup> Jensen, Adolf E.: Die getötete Gottheit. Weltbild einer frühen Kultur, Stuttgart 1966.

Lange Zeit wurden vor allem *tribale* Kriege untersucht, also Konflikte in relativ kleinen Gruppen und Gesellschaften, mit lokal begrenzter Reichweite und ohne eine Zentralgewalt. Ethnographische Berichte über tribale Kriege sind zahlreich und sie wurden immer wieder als Beleg für die Universalität von Krieg genommen. Die Untersuchungen solcher tribalen Konflikte waren nie Selbstzweck, sondern dienten als wesentliche Argumentationshilfen für funktionale Gesellschaftstheorien. Nachbardisziplinen konnten immer wieder Material für die Bekräftigung der je eigenen Standpunkte aus den Aussagen der Ethnologen herausdestillieren und dabei zu völlig gegensätzlichen Ansichten kommen. Es ist vielleicht eine der Erkenntnisse der ethnologischen Auseinandersetzung mit Krieg und Frieden, dass bei zunehmender wissenschaftlichen Erkenntnis Generalisierungen, auch für relativ kleine Regionen und eng umrissenen Aufgabenstellungen nahezu unmöglich werden. Die Politikwissenschaft griff beispielsweise die Studien von Ethnologen auf, um in einer nicht-biologistischen Variante des Hobbes'schen Naturzustands die Grundannahme zu treffen, dass es zu allen Zeiten an allen Orten Kriege gegeben habe und Krieg daher ein menscheitsgeschichtlich universelles Phänomen darstellt, welches es zu untersuchen gilt.

Um nur ein zentrales und – obwohl vergleichsweise jüngeren Datums – schon „klassisches“ Werk der ethnologischen Erforschung tribaler Konflikte herauszustreichen: Peter Hanser hat mit seinem Werk „Krieg und Recht“ über Wesen und Ursachen kollektiver Gewaltanwendung in den Stammesgesellschaften Neuguineas nicht nur eine Übersicht über die theoretischen Ansätze neuerer ethnologischer Kriegsforschung präsentiert, sondern ist auch auf Streitschlichtungsinstanzen und somit Konfliktregelungs- bzw. -beilegungsmechanismen eingegangen.<sup>30</sup> Interessant ist, dass sich bei Durchsicht des Inhaltsverzeichnisses kein einziges Kapitel findet, welches sich explizit detaillierter mit Frieden, Friedensformen oder Friedensoptionen auseinandersetzt. Dies zieht sich so im deutschsprachigen Raum weitgehend bis zu den neuesten Publikationen

---

<sup>30</sup> Hanser, Peter: Krieg und Recht. Wesen und Ursachen kollektiver Gewaltanwendung in den Stammesgesellschaften Neuguineas. Berlin 1985; vgl. auch Hanser, Peter/Trutz von Trotha: Ordnungsformen der Gewalt. Reflexionen über die Grenzen von Recht und Staat an einem einsamen Ort in Papua-Neuguinea. Köln 2002.

hindurch. So kommt auch das jüngste Werk des Schweizer Ethnologen Jürg Helbling über tribale Kriege ohne ein eigenes Kapitel zu Friedensoptionen und -szenarien aus, obwohl dieses beeindruckende Buch über Konflikte in Gesellschaften ohne Zentralgewalt mit Beispielen u.a. aus Neuguinea, Amazonien und Ostafrika aufgrund seiner umfassenden Rezeption theoretischer Grundlagen und struktureller Aspekte einen wesentlichen Beitrag zur Konflikt- und Kriegsforschung darstellt.<sup>31</sup>

Die Frage inwieweit die Beschäftigung mit tribalen Konflikten Antworten auf die Konflikte unserer Zeit geben kann, ist nur bedingt zu beantworten. Spätestens seit dem 11. September 2001 und einer Fülle an Büchern, die seither den Krieg gegen den Terrorismus sowie allgemein die modernen Bedrohungsszenarien, welche die hochentwickelten Industriestaaten bedrohen, beleuchten, stellt sich die Frage, was die Ethnologie mit ihrem angehäuften Wissen zu diesen Dingen beitragen kann. Moderne Staaten unterscheiden sich entscheidend von Staaten ohne Zentralgewalt. Es gibt jedoch Schnittstellen. Dort wo „weak states“, zu sogenannten „failing states“ (wie z.B. Papua-Neuguinea) oder gar, wie im Fall Somalia, zu „failed states“ werden, finden Bezeichnungen wie „Tribalisierung“ bzw. „Re-Tribalisierung“ Eingang in die Diskussion. Mit dem Zerfall staatlicher Strukturen, mit einer zunehmenden Kleinkammerung zahlreicher Konfliktherde und der Entstaatlichung von Kriegen (Stichwort: „Privatisierung von Gewalt“), in Zusammenhang mit der Untersuchung sogenannter Conflict-Entrepreneurs und Warlords und in der Analyse der „embededness“ von Konflikten im jeweiligen ruralen Umfeld, der Involvierung, Ressourcenausbeutung und Belastung der lokalen Bevölkerung, der Kommunikation zwischen autark, selbstständig agierenden relativ kleinen Zellen von Kämpfern gegenüber technisch hochgerüsteten Streitkräften (Stichwort: „Assymetrie der Konflikte“), und schließlich bei der Mediation und der Transparentmachung der Existenz unterschiedlicher Konfliktlösungsmechanismen gegenüber Zentralgewalten, um nur einige Punkte zu nennen – überall da gewinnen sozialwissenschaftliche Forschungen, insbesondere an der Schnittstelle

---

<sup>31</sup> Helbling, Jürg: Tribale Kriege. Konflikte in Gesellschaften ohne Zentralgewalt. Frankfurt/Main 2006.

von Ethnologie und Politikwissenschaft an Bedeutung.<sup>32</sup> Ebenso ist die geschlechterspezifische Dimension von Konflikthaftigkeit sowie Frieden und Friedfertigkeit bisher nur ungenügend beleuchtet worden, was bei der Durchsicht der einschlägigen Literatur, die sich mit der Psychologie und dem Verhalten nicht-westlicher Menschen befasst, auffällt. Auf das kulturspezifische Verhältnis der Geschlechter untereinander wird vergleichsweise wenig eingegangen. Selten wird berücksichtigt, dass in nicht-westlichen Lebenswelten mögliche Verhaltensunterschiede nach sozialer Stellung und hierarchischer Position konstruiert werden.

Der Kriegsverlauf des von US-Amerikanern angeführten Krieges im Irak zeigt deutlich, wie wenig die amerikanische politische Administration und der militärische Planungsstab von den kulturellen Eigenheiten, Befindlichkeiten und Bedürfnissen der verschiedenen ethnischen, religiösen und sprachlichen Gruppen im Irak wussten bzw. wissen wollten – mit fatalen Folgen für die in Zusammenhang mit der Konfliktnachsorge angestrebten politischen Ziele. Die ethnologische Auseinandersetzung mit Konflikt (und dem Gegenpol Frieden) hat nach dem Zweiten Weltkrieg einen Aufschwung genommen, der vor allem aus den angelsächsischen Ländern, und hier insbesondere seit dem Vietnamkrieg, wesentliche Impulse erhielt. Ein Punkt dabei war die Auseinandersetzung mit den biologistischen Theorien. Es wurden Fragen nach einem angeblichen Aggressionsinstinkt aufgeworfen. Studien fokussierten auf Wertemuster von Gewaltlosigkeit, wie sie sich in bestimmten Gesellschaften beobachten ließen. Forscher wie der Amerikaner Ashley Montagu studierten, wie sich Gewaltlosigkeit und Gewaltverzicht über entsprechende Erziehung herausbilden können, und umgekehrt, wie auch Aggression und anti-soziales Verhalten als Resultate des Lernens in einem bestimmten Umfeld entstehen können.<sup>33</sup> Schlussfolgerung dieser Studien war die Aussage, dass sich menschliche Verhaltensweisen über kulturelles Lernen und nur in einem geringeren Maße durch biologische Disposition herausbilden. Frühkindliche Einübung in kooperatives Verhalten dient

---

<sup>32</sup> Vgl. dazu Mückler, Hermann: Friede - eine ambivalente Kategorie. Ethnologische Annäherungen und Gedanken zu einem Begriff. In: Meyer, Marion (Hrsg.): Friede. Eine Spurensuche. Wien 2008, S. 21-30.

<sup>33</sup> Montagu, Ashley: Learning non Aggression. The experience. of non-literate societies. Oxford 1978.

dazu, ein Individuum und die innergesellschaftliche Kommunikation wesentlich unaggressiv und kooperativ zu machen. Zumindest einige der Arbeiten müssen als Reaktion auf die Aussagen der Verhaltensforschung (Ethologie) gesehen werden, deren Protagonisten einen dem Menschen innewohnenden Aggressionstrieb favorisierten. Ohne die Existenz angeborener Aggression, die als Gefühl und Potential im Menschen existiert, grundsätzlich zu negieren, hängen deren Ausdruck und die Kontrolle des Phänomens jedoch von der Sozialisation des Individuums ab. Nicht zu vergessen ist in diesem Zusammenhang, dass die Sicht des Menschen als von Natur aus aggressives Wesen ein westliches Menschenbild ist und nicht überall so interpretiert werden muss. Und schließlich kann man erkennen, dass Konfliktlösungen in menschlichen Gesellschaften kulturelle Leistungen im Sinne sozialer und kooperativer Verhaltensweisen sind – und sich vielfach deutlich von im Tierreich beobachtbaren Reaktionsmustern unterscheiden.

In ihrer Absolutheit widersprachen manche Aussagen der Humanethologen und Soziobiologen den Forschungsergebnissen der Kultur- und Sozialwissenschaftler und provozierten damit eine Kritik, die jedoch Impulse für die ethnologische Auseinandersetzung mit Krieg und Konflikthaftigkeit auslöste. Dies bedeutete auch eine kritische Hinterfragung der eigenen Positionen und des eigenen Selbstverständnisses. Ein von Signe Howell und Roy Willis im Jahr 1989 herausgegebenes Sammelwerk hatte hier Beispielcharakter, denn es thematisierte die „eigenen“ Herangehensweisen sowie festgefahrene bzw. liebgewonnene Sichtweisen innerhalb der Ethnologie und forderte, bei der Betrachtung potentiell friedvoller Gesellschaften die Erforschung und Erhellung von deren Werthaltungen, Ideen und Konzepten, welche die menschliche Natur betreffen. Denn die Vorstellungen über das Wesen der Menschen, das „was und wie ist der Mensch“ sind kulturspezifisch und damit in einer Vielfalt vorhanden, dass es gilt, bei der Auseinandersetzung mit Konflikt und Nichtkonflikt, solche Vorstellungen über individuelle und kollektive Gewalt in den jeweiligen Gesellschaften zu erheben, um ein Verständnis für bestimmte Handlungsweisen zu erhalten.



## Eine ‚Anthropology of Peace‘ als Strategie für Krisenmanagement?

Wenn man nun Konflikt und Konflikthaftigkeit aus der Perspektive dessen betrachtet, was angestrebt wird, nämlich Friede, so muss man sich fragen, was mit Friede gemeint sein kann, bzw. was Friede und Friedfertigkeit bedeuten können. Sozusagen vom Kopf auf die Füße gestellt, kann solch eine Diskussion dazu führen, dass man über das negative Konzept, das Frieden mit der Abwesenheit von Krieg gleichsetzt, und gleichzeitig eine Definition gibt, wie Krieg in diesem Zusammenhang zu verstehen ist, durchaus sogenannte friedfertige Gruppen und Gesellschaften finden kann. David Fabbro hat in diesem Zusammenhang einmal eine Acht-Punkte Kriterienliste für die Definition von Friedfertigkeit aufgestellt, indem er nicht nur die Abwesenheit von bestimmten Formen von Gewalt, sondern auch von potentiell gewaltgenerieren-könnenden Institutionen (Polizei, Militär) in seine Überlegungen miteinbezog.<sup>34</sup> Friedfertige Gesellschaften waren nach dieser Bewertung jedoch dann ausschließlich solche mit geringer Bevölkerung und kleinen Territorien.<sup>35</sup> Ein weiterer Punkt der Aufmerksamkeit ist der Grund für die Friedfertigkeit, wie Wolfgang Schreiber richtigerweise anmerkt: „Betrachtet man den Frieden hier kurzfristig in seiner engsten Bedeutung als Abwesenheit von Krieg, so lässt sich das Problem einfach verdeutlichen: Ist man friedfertig, weil man gar nicht auf die Idee kommt bestimmte Konflikte kriegerisch zu lösen, oder ist man friedfertig, weil die Nachbarn und potentiellen Konfliktpartner militärisch überlegen sind, oder aber, weil militärische Abschreckung in Form eines Gleichgewichts funktioniert?“ Man könnte fragen ab wann Gesellschaften zur Friedfertigkeit neigten bzw. diese aufgaben, was sich wieder mit dem Warum verknüpft. Archäologische Forschungen haben gezeigt, dass Formen von Krieg erst im Neolithikum nachgewiesen sind, für die Menschheitsgeschichte der Zeit davor, lassen sich keine verbindlichen Aussagen tref-

---

<sup>34</sup> Fabbro, David: Peaceful Societies: An Introduction. In: Journal of Peace Research, Vol. 15, 1978, S. 67-84.

<sup>35</sup> Schreiber, Wolfgang: ‚Friede‘ und ‚Friedfertigkeit‘. Ansätze und Perspektiven ethnologischer Beiträge zur Friedensforschung. In: Bräunlein, P./A. Lauser (Hrsg.): Krieg & Frieden. Ethnologische Perspektiven. Bremen 1995, S. 224-236.

fen.<sup>36</sup> Schließlich könnte man fragen, warum man eher bei Jäger- und Sammlergesellschaften und nomadisch lebenden Gesellschaften heute Zustände von Friedfertigkeit festzustellen glaubt. Welche Rolle spielt die Größe der Gruppe und der Mobilität und die Art der Lebensweise? Welche Rolle die subsistenzbedingten Konflikt- und Kriegsanfälligkeiten, die sich durch ökologisch belastende Nutzungsweisen ergeben, z.B. Überweidung und dadurch bedingte Bodenerosion bei nomadischen Gruppen gegenüber einer „sanfteren“ verträglicheren und nachhaltigen Ressourcennutzung bei Kleingruppen von Jägern und Sammlern? Und schließlich, welche Rolle spielten und spielen koloniale Einflussnahmen, als gravierende strukturverändernde Eingriffe auf allen gesellschaftlichen Ebenen und die darauf folgenden antikolonialen Reaktionen der Betroffenen? Die Kriterienfestlegung für eine Identifizierung und Untersuchung friedfertiger Gesellschaften sagt oft weniger über die Friedfertigkeit einer bestimmten Gesellschaft aus, als was die jeweiligen Autorinnen und Autoren unter Frieden verstehen, wie Schreiber bemerkte und das setzt bei der Behandlung dieses Fragenkomplexes die Einnahme eines reflexiven Betrachtungspunktes seitens der Ethnologen voraus. Fest steht nur, dass es weder fremde Kulturen gibt, die grundsätzlich zur Gewalt neigen, noch solche, bei denen Friedensidyllen vorherrschen.<sup>37</sup>

Frieden und Friedfertigkeit sind, ebenso wie Krieg und Konflikthaftigkeit, als kulturelle Phänomene Ausdruck einer Kultur, sie können eine Kultur selbst sein. Wenn man Frieden und Friedfertigkeit als etwas grundsätzlich Positives bewerten will, dann muss man Zustände, Handlungsweisen, psychische Stimmungen usw. zuordnen, um den Begriff zu Konflikt und Krieg abzugrenzen – nun nicht aber im Sinne einer negativen Abgrenzung, sondern einer positiven. So kann Frieden ökonomisch mit Erhalt und Zugewinn assoziiert werden. Mit ökonomischer Stabilität, Ressourcenerhaltung und -bildung. Krieg im umgekehrten Fall, bedeutet

---

<sup>36</sup> Vgl. dazu Sponsel, Leslie/Thomas Gregor (eds.): *The Anthropology of Peace and Nonviolence*. Boulder 1994.

<sup>37</sup> Dies zeigt beispielsweise Gingrich, Andre: *Fremder Friede? Wie anderswo mit kriegerischer Gewalt oder deren friedlicher Beilegung umgegangen wird, nebst Randbemerkungen, was man hierzulande darüber erfährt oder auch nicht*. In: Daim, Falco/Thomas Kühtreiber (Hg.): *Sein und Sinn/Burg und Mensch*. St. Pölten 2001, S. 161-167.

Verlust, ökonomische Einbußen, Rückschläge in der Wirtschaftsentwicklung, Kapazitätenbindung im Ressourcenbereich und Wertevernichtung. In etwa meinte dies auch so der amerikanische Schriftsteller Thornton Wilder, als er einmal augenzwinkernd pointiert in einem seiner Theaterstücke meinte: „Wenn Krieg ist, denkt man über ein besseres Leben nach. Wenn Frieden ist, über ein bequemeres“.<sup>38</sup> Im individuell physisch/psychischen Sinn bedeutet Frieden psychische Stabilität, Orientierung, Reproduktion, Zeit zum Planen, Handeln, Reflektieren. Krieg bedeutet psychischen Stress, physischen Schmerz, vielfältige Formen von Leid, Instabilität. Politisch bedeutet Frieden die Existenz von Handlungs- und Verhandlungsspielräumen („Zeitfenster“). Den Protagonisten steht damit mit der Ausnutzung der Zeitkomponente und der dadurch gegebenen Möglichkeit eine Kommunikationsbasis zu potentiellen Konfliktpartnern aufzubauen, ein gestaltendes Werkzeug zur Verfügung. Frieden bedeutet in gewissem Sinn, bewusst, selbstbestimmt und unbelastet Agieren und Reagieren zu können. Krieg bedeutet dazu im Gegensatz Agieren unter Druck, der Wegfall von bestimmten Kommunikationsmöglichkeiten („abgebrochene Brücken“) zum Gegner und Feind, und die absolute Notwendigkeit niemals aus der Position des Agieren-Könnens in die Position des nachholenden Reagierens gedrängt werden zu dürfen. Dies sind nur einige wenige Punkte, die hier auch nicht kategorisiert sind (sozialer Friede, politischer Friede usw.) und sie sind nicht annähernd erfüllend erklärt. Sie beantworten nicht, was Friede ist, oder sein kann – aber was Friede *auch* sein kann und ist. Frieden kann aber auch – eine Sicht, die der als Mediator zur Friedenssuche auftretende berücksichtigen muss – negative Konnotationen beinhalten, wenn er beispielsweise zu einem zu hohen Preis erkaufte wird. Der indische Politiker Jawaharlal Nehru nahm genau auf diesen Aspekt einmal Bezug, als er meinte, „Friede ist eine kostbare Einrichtung und für jeden Fortschritt notwendig – aber sogar der Friede kann zu einem zu hohen Preis erkaufte werden, und wir können den vollkommenen Frieden des Grabes haben und die unbedingte Sicherheit eines Käfigs oder Gefängnisses“.<sup>39</sup> Und in dieselbe Kerbe schlug der später gestürzte persische Mohammed Reza

---

<sup>38</sup> Wilder, Thornton: Die Alkestiade. Original: Engl.: The Alcestiad, or, A Life in the Sun. (Schauspiel). Frankfurt/Main 1960.

<sup>39</sup> Nehru, Jawaharlal: Indiens Weg zur Freiheit. Zürich 1948, S. 428.

Schah Pahlawi, als er in seinen vor dem Sturz erschienenen Memoiren unterstrich, dass „die freiheitliebenden Völker nie vergessen dürfen, dass das Wort Frieden an sich sehr vage und unbestimmt ist und eigentlich gar nichts bedeutet. Sie müssen immer bedenken, dass ‚Frieden‘ alles umschließt, von der Möglichkeit zur freien Entfaltung der Persönlichkeit und einem Leben unter erstrebenswerten menschlichen Bedingungen bis zur Stumpfheit und Resignation gewaschener Hirne“.<sup>40</sup>

Ein weiterer Versuch, der sich von konkreten Fallbeispielen aus der Ethnologie abhebt, betont einen anderen Aspekt: Frieden ist nicht ein Zustand *per se*, sondern fast immer das Ergebnis der punktuellen oder permanenten Anwendung konfliktverhindernder bzw. konfliktlösender Handlungsstrategien. Er ist somit harte Arbeit. Frieden ist Ergebnis von zielgerichtetem Handeln und nicht automatisch existent, wenn es gerade keinen Krieg gibt. Daraus ergibt sich die Frage, wie man Frieden „erarbeiten“ kann, wie man einen allgemein als erstrebenswerten Zustand erreichen kann. Tatsächlich zeigt die Geschichte, dass das Erreichen eines friedfertigen Zustands in und zwischen Individuen und Gesellschaften das Ergebnis komplexer, zeitraubender und mit hohem Einsatz verbundener Aktionen ist. Der portugiesisch-jüdische aus Amsterdam stammende Philosoph Baruch de Spinoza charakterisierte den Frieden entsprechend folgendermaßen: „Der Friede besteht nicht in einem Verschontsein von Krieg, sondern in der Einigung und Eintracht der Gesinnung“.<sup>41</sup> Dass dies den Aufwand des sich mit den Standpunkten des Gegners auseinandersetzen zu müssen mit sich bringt, versteht sich von selbst. Die Sichtweisen und Beweggründe des Gegners zu betrachten, sie als – aus der Perspektive des anderen – legitim zu betrachten, erfordert etwas, was man vielleicht am besten mit menschlicher Größe bezeichnen kann. Es ist ein weiterer Begriff, der sich nur nach kulturspezifischen ethisch-moralischen Grundsätzen fassen und bewerten lässt. Der jordanische König Hussein bin Talal, Hussein I., durch jahrelange und zum Teil erfolglose Verhandlungen im ausweglos scheinenden Nahostkonflikt gestählt, zitierte einmal ein arabisches Sprichwort: „Der Frieden kommt

---

<sup>40</sup> Mohammed Reza Pahlawi: Im Dienst meines Landes. Stuttgart 1961.

<sup>41</sup> Spinoza, Baruch de: Abhandlung vom Staate. Leipzig 1907, S. Par.4.

durch Verständigung, nicht durch Vereinbarung“.<sup>42</sup> Und der haschemitische Führer fügte selbst hinzu: „Vereinbarungen werden leichter gebrochen als getroffen, aber eine Verständigung hat Bestand“. Das bringt uns möglicherweise zur Erkenntnis, dass jede Gestaltung in der Gesellschaft auf die Kenntnis vergangener und gegenwärtiger Ereignisse und deren zugrundeliegender Handlungsvorgaben angewiesen ist, um aus Erfolgen und Irrtümern das Entstehen und die Bewältigung von Konflikten zur Gestaltung und Sicherung der Lebensbedingungen für Mensch und Gesellschaft für die Zukunft zu lernen.

Der bereits mehrfach erwähnte Thomas Hobbes hatte seinerzeit aufmerksam ethnographische Berichte in zeitgenössischen Reisebeschreibungen mit dem Ziel studiert, sein Menschenbild durch Hinweise auf real existierende Verhältnisse abzusichern. Für eine Reflexion über Krieg und Frieden war die von Hobbes entwickelte Betrachtungsweise in ihrer Logik konsequenzenreich. Der Kriegszustand in seiner Allgegenwart war nicht besonders erklärungsbedürftig, jedoch war es umgekehrt der Friede als Ausnahmezustand, den es zu erklären galt und gilt. Der französische Denker Michel de Montaigne, hatte aus der Lektüre der zum Teil gleichen Reisebeschreibungen wiederum entgegengesetzte Schlüsse gezogen. Während Hobbes die Vertreter der „staatenlosen“ Völker als ungebildet und selbstsüchtig beschrieb, meinte Montaigne bei den solcherart untersuchten Menschen größere Freiheiten, Ungezwungenheit und Unschuld im Gegensatz zu seiner eigenen Gesellschaft zu erkennen.<sup>43</sup> Wie Hobbes suchte auch Montaigne Antworten auf Probleme seiner kriegerischen Zeit. Peter Bräunlein und Andrea Lauser haben bereits 1995 einen Sammelband herausgegeben, in dem sie Grundkonstanten einer möglichen „anthropology of peace“ für Konfliktlösungen skizzierten. Sie bezogen sich dabei auf solche Vorgeschichten, wie sie Hobbes und Montaigne ansprachen, der Beginn einer „anthropology of peace“ im engeren Sinn ist jedoch in dem Bemühen vorwiegend amerikanischer Ethnologen zu suchen, bereits erwähnte Aggressionshypothe-

---

<sup>42</sup> Hussein bin Talal, Hussein I.: Mein gefährliches Leben. München 1962, S. 76.

<sup>43</sup> Bräunlein, Peter J./ Lauser, Andrea: Auf dem Weg zu einer Ethnologie des Krieges und des Friedens. Hindernisse und Annäherungen. In: KEA, Sonderband II, Bremen 1995, S. II.

sen und deren Vertretern zu widersprechen. Bei dem vom bereits erwähnten Ashley Montagu herausgegebenen „Learning non Aggression“ steht genau diese Auseinandersetzung im Mittelpunkt. In den enthaltenen Beiträgen schildern die Autorinnen und Autoren wie sich in bestimmten Gesellschaften Wertemuster von Gewaltlosigkeit und Gewaltverzicht über frühkindliche Erziehung herausbilden, oder, umgekehrt, wie auch Aggression und anti-soziales Verhalten Resultate des jeweiligen „learning environments“ darstellen. Die Frage nach einem angeblichen Aggressionsinstinkt wird damit in der Tradition der „culture and personality“ Schule angegangen. Demnach bilden sich menschliche Verhaltensweisen über kulturelles Lernen und in geringerem Maß durch biologische Dispositionen heraus.<sup>44</sup> Mich auf Bräunlein und Lausers Aussagen stützend führt die Frage, welche genetischen Potentiale für aggressives Verhalten auch immer in uns sein mögen, wieder zu Ashley Montagu, der meint, dass es die frühkindliche Einübung in kooperatives Verhalten und die Entmutigung jedes aggressiven Verhaltens ist, welches dazu dient, ein Individuum und die innergesellschaftliche Kommunikation wesentlich unaggressiv und kooperativ zu machen. In dem von Montagu edierten Sammelband werden, wie Bräunlein und Lauser anmerken, die malayischen Semai, die Inuit der kanadischen Arktis, die Mbuti Pygmäen Zentralafrikas und die Bewohner Tahitis zu prominenten Beispielen unkriegerischer, gewaltmeidender Gesellschaften. Spiegelbildlich wurden beispielsweise die Yanomami Südamerikas sowie zahlreiche Gruppen im Hochland von Neuguinea zu wissenschaftlichen Musterbeispielen für extrem kriegerische Gesellschaften stilisiert.

Die frühkindliche Entwicklung hilft uns nicht bei der Bewältigung von rezenten, bereits vorhandenen Konfliktszenarien, wo wir mit einer Ist-Situation umzugehen haben, aber es geht auch um das Durchbrechen eines Kreislaufes. So regen Signe Howell und Roy Willis an, dass es notwendig sei, bei der Betrachtung friedvoller Gesellschaften die Erforschung und Erhellung von Werthaltungen, Ideen und Konzepten, die die menschliche Natur betreffen, vorrangig zu betreiben.<sup>45</sup> Solche Vorstel-

---

<sup>44</sup> Dies. S I-XXII.

<sup>45</sup> Howell, Signe / Willis, Roy (eds.): *Societies at Peace. Anthropological Perspectives.* London/New York 1989.

lungen über „das Wesen des Menschen“, über die Beurteilung von individueller und kollektiver Gewalt bestehen schließlich in jeder Gesellschaft. Zu klären sei hier, wie berechtigt die Aussage ist, dass Aggression synonym für Gewalt sei, wie häufig zu lesen ist. Krieg wird damit gleichzeitig als Beweis für menschliche Aggression begriffen und über diese wird in der westlichen Wissenschaft überwiegend ohne Hinweise auf außereuropäische Konzepte gesprochen. Voraussetzungslos wird damit eine Universaltheorie über Aggression eingeführt, ihre weltweite Richtigkeit und Anwendbarkeit als gegeben angenommen. Bräunlein/Lauser dazu: „Aggression ist in keiner menschlichen Gesellschaft als isoliertes Phänomen zu begreifen. Humanwissenschaftler können eben nicht, wie etwa Chemiker, bestimmte Substanzen [...] herauslösen und gesondert betrachten. Aggression als eine Form menschlichen Verhaltens ist niemals kulturneutral“.<sup>46</sup> Krieg, ist nach Howell und Willis ein soziales Phänomen. Wie alles menschliche Verhalten ist auch Aggression eingebettet in ein von den Mitgliedern der eigenen Gesellschaft geteiltes Bedeutungssystem. Aggression ist so gesehen eine Form, gesellschaftliche Beziehungen herzustellen und zu definieren.

Welchen Beitrag können nun die Sozialwissenschaften insgesamt und insbesondere die Kultur- und Sozialanthropologie zur Konfliktlösung beitragen? Im Mittelpunkt der Forschung stehen bei letzteren die mit Kolonialismus, Globalisierung und den weltweiten Migrationsströmen der Gegenwart verbundenen Prozesse, wie etwa die Redefinition von Identitäten und kulturellen Abgrenzungen. Zugleich werden die klassischen Themen lokalkultureller Interaktionen, Organisationsformen und Weltbilder weiterentwickelt. Dabei ist die intensive Feldforschung mit der Methode der „teilnehmenden Beobachtung“ nach wie vor ein definierendes Merkmal des Faches. Insbesondere in der Kultur- und Sozialanthropologie wird dem Einzelfall besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Nicht quantitative sondern qualitative Studien stehen im Vordergrund. Mit anderen Worten: Nicht verallgemeinerbare Gemeinsamkeiten und grundsätzliche Dynamiken zur Ableitung von

---

<sup>46</sup> Bräunlein, Peter J./ Lauser, Andrea: Auf dem Weg zu einer Ethnologie des Krieges und des Friedens. Hindernisse und Annäherungen. In: KEA, Sonderband II, Bremen 1995, S. IX.

Trends werden prioritär behandelt, sondern persönlichen, individuellen sowie spezifisch gruppenbezogenen Betroffenheitsszenarien Aufmerksamkeit geschenkt. Es sind *nicht* mechanistische Modelle, die man entwickelt und auf denen man aufbaut, sondern es ist das antizipierte Bewusstsein um die Vielschichtigkeit und unterschiedliche Betroffenheit der Konfliktparteien. Der Einzelfall spielt eine Rolle, der individuell Betroffene hat Bedeutung. Stress und Traumatisierung, individuelle extreme und psychische Betroffenheit sowie daraus resultierende erratices Verhalten stehen hier im Zentrum der Betrachtung. Das eröffnet Chancen zur wesentlich differenzierteren Erfassung von Ursachen, Gründen und Konsequenzen dessen, was als Konflikt erkannt wird, auch wenn es schon deshalb komplizierter ist, weil es erheblichen Mehraufwand in der Erhebung und Analyse bedarf.

Für die Konfliktvermeidung und -prävention bedeutet dies aktive Teilnahme zur Förderung von Verhaltenseinstellungen, die das Streben nach inkompatiblen Zielen sanktionieren oder unterbinden. Auch die vorausschauende Vorhaltung von einer den Ansprüchen aller Parteien genügenden Menge knapper Werte (Güter, Ressourcen) kann ebenso Mittel zur Konfliktvermeidung sein, wie es die Konfliktregulierung im Sinne des Konfliktaustrags in einem von beiden Konfliktparteien anerkannten Regelsystem darstellt. Der Konfliktunterdrückung, also der Verhinderung unerwünschten Konfliktverhaltens durch Drohung mit oder Anwendung von Zwang wird hier deshalb nicht das Wort geredet, weil dies, wie die Erfahrung zeigt, die eigentlichen Konfliktgründe zwar unterdrückt, aber keine echte langfristige Lösung ermöglicht. Auf einer Zeitachse verortet, bedeutet dies die Notwendigkeit eines Erkennens und Einschreitens zu einem Zeitpunkt, an dem der Konflikt noch ein potentieller oder (schon) latenter ist; wenn es bereits ein manifester Konflikt ist, können die hier angeführten Schritte bereits zu spät sein, um ihre volle Wirkung zu entfalten. Bei der Konfliktbearbeitung durch Intervention Dritter ist das Ziel bekanntlich die Beendigung des Konfliktverhaltens der Parteien, das Erzielen einer Kompromisslösung, wobei als Lösung die Modifizierung mehrerer oder aller Konflikaspekte mit der Intention, eine selbsttragende Lösung zu formulieren, im Vordergrund steht. Neben den, im Regelfall militärischen Mitteln wie bewaffnete oder unbewaffnete Intervention, Peace Enforcement und Peace Keeping kön-



nen meines Erachtens Sozialwissenschaftler hier durch die Förderung von Empathiebildung und gegenseitiger Perspektivenübernahme, durch eine reflexive Kommunikationskontrolle sowie die Anwendung von Konfliktlösungstechniken aus anderen sozialwissenschaftlichen Bereichen wie Sozialarbeit, Sozialpädagogik, Eheberatung, etc. Beiträge leisten, die auf den Ebenen Konfliktvermeidung, Konfliktprävention, Konfliktregulierung und schließlich Konfliktlösung ihr Potential entfalten können.